

Digitalisierung im Gesundheitswesen

Patient Schlaumeier

von Simon Hehli / 13.3.2017, 06:30 Uhr

Die digitale Revolution stellt das Gesundheitswesen auf den Kopf: Laien können sich immer besser s
Diagnosen stellen. Infrage gestellt ist dadurch die Rolle des klassischen Hausarztes – dafür profitier

Die Digitalisierung beeinflusst die Art, wie wir wohnen, arbeiten, shoppen, reisen oder Geld überweisen – und zunehmend auch, wie wir unsere Gesundheit «managen». Anders als etwa beim Online-Shopping hinkt die Entwicklung im Gesundheitswesen zwar hinterher; es gibt immer noch Hausärzte, die ihre Patienten per Fax überweisen. Doch mit dem elektronischen Patientendossier (EPD) sollten in den nächsten Jahren die Vorteile einer digitalisierten medizinischen Versorgung [auch in der Schweiz Einzug halten](#). Und das ist erst der Anfang.

Der technische Fortschritt gibt den medizinischen Laien ganz neue Instrumente in die Hand. Treten die Symptome irgendeines Gebrechens auf, können sie sich online informieren. Fitness-Armbänder registrieren permanent die Herzfrequenz, die Hauttemperatur sowie die Bewegungen und [können bei verdächtigen Entwicklungen Alarm schlagen](#). Und mittlerweile können Smartphones Hautkrebs schon so gut erkennen wie erfahrene Dermatologen.



Selfie statt Arztbesuch

Wenn das Handy die Diagnose stellt

von Theres Lüthi / 21.2.2017, 14:27

Vorbei sind die Zeiten, in denen Ärzte Halbgötter in Weiss waren, die alles wussten – und die Patienten so gut wie nichts. Experten prophezeien, dass sich daraus grundlegende Konsequenzen für das gesamte Gesundheitssystem ergeben. Die Hausärzte würden eine neue Rolle erhalten, sagt Marc-André Giger, Sektorleiter Öffentliche Verwaltung bei der Beratungsgesellschaft KPMG und ehemaliger Direktor des Krankenkassenverbandes Santésuisse. «Der Patient verfügt dank der Datenhoheit im EPD über all seine Gesundheitsdaten und wird gleichzeitig dank «Doctor Google» immer mehr in der Lage sein, eine einfache Diagnose selbst zu erstellen.»



Den Patienten als Kunden anwerben

Dies wird laut Giger dazu führen, dass das Spital in Zukunft immer stärker mit dem Patienten direkt kommunizieren und ihn als Kunden anwerben wird. Das sehe dann so aus: Mit einer entsprechenden App weist sich der Patient selbst im Spital dem entsprechenden Spezialisten zu. Vereinbart mit ihm einen Arzttermin. Lässt sich von dort die Verschreibung für das benötigte Medikament direkt auf sein Handy senden und findet, wenn er am Abend nach Hause kommt, das von der Apotheke gelieferte Medikament bereits im Briefkasten. Damit nicht genug: «Der Patient erhält via App einen Reminder für den nächsten Arzttermin und einen Hinweis darauf, dass er demnächst die nächste Medikamentenbestellung aufgeben sollte», vermutet Giger. Dank einem «Wearable» werde die Wirkung des Medikaments permanent überwacht und der Arzt bei Auftreten einer unerwünschten Nebenwirkung direkt kontaktiert.

Das mag wie Zukunftsmusik tönen, doch die Entwicklungen sind schon im Gang. Die Hausärzte von altem Schrot und Korn mit ihren Einzelpraxen verschwinden langsam, an ihre Stelle treten vermehrt Gruppenpraxen.



Berufsausstieg

Jeder zehnte Arzt wird abtrünnig

von Simon Hehli / 24.8.2016, 20:02

Gleichzeitig gewinnen die Spitäler als Anlaufstellen für Patienten an Bedeutung, insbesondere in den Agglomerationen. Die Anzahl Konsultationen ist in diesem Bereich laut Santésuisse von 2011 bis 2015 um 27 Prozent gewachsen, bei Hausärzten nur um 8,7 Prozent. Bernhard Wegmüller, Direktor des Spitalverbandes H+, sagt: «Insbesondere die junge Generation, aber auch viele Ausländer kennen gar nichts anderes, als bei Krankheit oder Unfall direkt in das Spitalambulatorium zu gehen.» So sind in den letzten Jahren auch in kleinen und mittelgrossen Städten wie Liestal oder Aarau sogenannte Walk-in-Kliniken entstanden.

Die Jungen mögen nicht warten

Die Digitalisierung sei ein Katalysator bei diesem Phänomen, sagt Wegmüller. Viele Patienten kämen bereits vorinformiert zum Spezialarzt. «Die Jungen sind dank Internet und Smartphone gewohnt, dass sie allerlei Dienstleistungen sofort beziehen können – sie mögen nicht warten, dass beim Hausarzt in drei Tagen ein Termin frei wird.» Laut Santésuisse sind es denn auch die Stadtkantone Genf und Basel, wo der Anteil der Versicherten im Hausarztmodell mit rund 25 Prozent schweizweit am tiefsten sei.

Die Entwicklung birgt auch [Risiken, etwa jenes der Mengenausweitung](#). Ein Besuch eines Spitalambulatoriums sei im Schnitt doppelt so teuer sei wie eine Konsultation beim Hausarzt, heisst es bei Santésuisse. Das liege unter anderem daran, dass im Spital mehr Untersuchungen durchgeführt würden – darunter auch überflüssige und belastende. «Das ist kostentreibend, was sich auch auf die Prämien auswirken wird, und völlig entgegen der bewährten Tradition der Hausarztmedizin», sagt Santésuisse-Direktorin Verena Nold.

Wie mündig sind die Patienten?

H+-Direktor Wegmüller indes geht davon aus, dass die Patienten mündig sind. «Für gut informierte Personen ist der Umweg über den Hausarzt oft überflüssig, dauert länger und generiert unnötige Kosten. Wenn ich weiss, dass ich ein Knieproblem habe, kann ich direkt zum Orthopäden gehen.» Auch KPMG-Mann Giger hält die Befürchtungen wegen der Mengenausweitung für übertrieben. In Zukunft werde es neue Kooperations- und Versorgungsmodelle geben. «Die Krankenkassen begleiten ihre Versicherten intensiver und kümmern sich aus Eigeninteresse darum, dass sie gesund bleiben.» Jene, die dennoch krank werden, seien künftig eingebunden in grössere Managed-Care-Einheiten und hätten dank einer App stets Zugriff auf alle nötigen Informationen. Für die Behandlung arbeiteten die Kassen mit gewissen Vertragsspitalern und Spezialisten zusammen. «So ist auch sichergestellt, dass die Kosten im Griff bleiben.»

Felix Schneuwly, Gesundheitsexperte beim Vergleichsdienst Comparis, sagt ebenfalls voraus, dass sich die Prozesse im Schweizer Gesundheitswesen radikal verändern würden. «Es wird zu einer ›Uberisierung‹ kommen: Eine Smartphone-App erstellt mir eine Diagnose für eine Krankheit, und ich suche dann gleich online auf der Basis von Qualitätsdaten den besten Behandler für die Indikation.» Dieser Arzt werde nicht mehr an ein bestimmtes Spital gebunden sein, sondern bestelle den Patienten in ein beliebiges Krankenhaus, in dem es gerade Kapazitäten für den Eingriff gebe. «Das verbessert Ressourcenzuteilung sowie Qualität und dämpft den Kostenanstieg», glaubt Schneuwly.

Zahlreiche Falschdiagnosen

Für etwas gar optimistisch hält Jörg Goldhahn solche Prognosen. Der Professor forscht am Departement für Gesundheitswissenschaften und Technologie an der ETH Zürich. Rein technologisch sei alles schon machbar, wovon Giger und Schneuwly sprechen. «Aber Voraussetzung ist, dass es sich um sehr gut informierte Patienten handelt, die mit der Technologie umgehen können.» Das sei besonders bei chronisch Kranken der Fall, die sich schon jahrelang mit ihrem Krankheitsbild beschäftigten. «Ein Diabetiker beispielsweise muss weniger häufig zum Arzt, weil er seinen Blutzuckerwert selber bestimmen kann», sagt Goldhahn.

Anders sehe es bei Menschen aus, die bei sich selber ein neues Krankheitsbild diagnostizieren. «Es wird weiterhin Hausärzte brauchen, die beurteilen können, ob wirklich eine Krankheit vorliegt, und die Symptome in ein Gesamtbild einordnen – das können weder Algorithmen noch Laien.» Es gebe auch zahlreiche Beispiele von Falschdiagnosen, etwa durch Geräte, die unter der Matratze angebracht werden und die Schlafqualität messen sollen. Goldhahn sieht die neuen Technologien als wertvolle Ergänzungen, nicht als Ersatz. «Es ist wie mit dem Navigationsgerät im Auto: Es ist sehr nützlich – aber wir müssen auch weiterhin unseren Verstand einsetzen, um nicht in den Fluss zu fahren, wenn das Navi dies fälschlicherweise empfiehlt.»



Arztmangel auf dem Land

Doktor Gloor arbeitet an der Zukunft

von Jan Hudec / 5.1.2017, 08:30

Der Hausarztmangel ist Tatsache, vor allem in ländlichen Gebieten. Ein Grund dafür ist die besonders hohe Arbeitsbelastung dort. Der Hausarzt Beat Gloor aus dem Kanton Zürich lässt sich davon nicht beirren.



Ärztmangel

Medizinstudenten heben den Mahnfinger

von Simon Hehli / 27.7.2016, 14:08

Um dem Ärztemangel beizukommen, rollt schweizweit eine Ausbildungsinitiative an. Die Nachwuchsmediziner selber hinterfragen nun aber das forsche Tempo.